

ALEXANDRA IVY | Gefährtin der Ewigkeit

Das Buch

Die mächtige Vampirin Nefri hat einen gefährlichen Auftrag: Der Vampir Gaius hat seinen Clan verraten und wütet nun unter den Menschen. Nefri soll herausfinden, was ihn in seinem Wahnsinn antreibt. Auch der gut aussehende Santiago ist auf der Suche nach Gaius. Schon einmal ist Nefri ihm begegnet, und erneut entfacht er eine verstörende Leidenschaft in ihr, die sie längst überwunden glaubte. Gemeinsam begeben sie sich auf ihre gefährliche Mission, und schon bald bestätigt sich ihr Verdacht: Eine uralte finstere Kraft hat von Gaius Besitz ergriffen und entfaltet durch ihn ihre zerstörerische Macht. Nefri und Santiago bleibt nicht viel Zeit, um die Dämonenwelt von ihrem mächtigen Gegner zu befreien – und ihre Liebe zu retten ...

Die Autorin

Unter dem Pseudonym Alexandra Ivy veröffentlicht die bekannte Regency-Liebesroman-Autorin Deborah Raleigh ihre Vampirromane. *Gefährtin der Ewigkeit* ist der zehnte Band ihrer international erfolgreichen Reihe *Guardians of Eternity*, mit der die Autorin regelmäßig auf der *SPIEGEL*-Bestsellerliste vertreten ist. Alexandra Ivy lebt mit ihrer Familie in Missouri.

ALEXANDRA IVY

GEFÄHRTIN
DER EWIGKEIT

Roman

Aus dem Amerikanischen von Kim Kerry

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel *Darkness Avenged*
(*Guardians of Eternity, Book X*) bei ZEBRA Books,
Kensington Publishing Corp., New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 12/2013
Copyright © 2013 der Originalausgabe by Debbie Raleigh
Published by arrangement with Kensington Publishing Corp.,
New York, NY, USA
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion | Vera Serafin
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München,
unter Verwendung von Motiven von © shutterstock
Satz | Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-35589-7

www.diana-verlag.de

PROLOG

Die Legende des Schleiers

Mythen, die sich um die Erschaffung des Schleiers rankten, existierten wie Sand am Meer, vielleicht war ihre Zahl sogar noch größer.

Manche behaupteten, er sei das Werk von Engeln, die sich in den Nebeln der Zeit verloren hatten.

Andere wiederum meinten, es handle sich um einen Riss im Weltraum, ein Überbleibsel des Urknalls.

Der augenblicklich beliebteste Mythos handelte davon, dass Nefri, eine uralte Vampirin mit einem mystischen Medaillon, den Schleier erschaffen habe, um ihrem Clan, den Unsterblichen, ein kleines Stück des Paradieses zu schenken. Diesem wunderbaren Gerücht zufolge gab es auf der anderen Seite keinen Hunger, keinen Blutdurst und keine Leidenschaft. Nur endlosen Frieden.

Diesen Mythos nährten sowohl Nefri als auch die Orakel, die der Kommission, den Herrschenden über die Dämonenwelt, angehörten, nur zu gerne.

Die Wahrheit, die sich hinter dem Schleier verbarg, trug jedoch weitaus weniger romantische Züge.

Es war nicht mehr und nicht weniger als ein Gefängnis.

Eine Schöpfung der Orakel, um einen Fehler aus alter Zeit zu begrenzen, der imstande war, sie alle zu vernichten ...

KAPITTEL 1

Vipers Vampirclub

Am Ufer des Mississippi, südlich von Chicago

Die Musik dröhnte, unterlegt mit einem wummernden Death-Metal-Bass, der die Gebäude in der Nähe zum Einsturz gebracht hätte, wenn der Dämonenclub nicht in Schutzzauber gehüllt gewesen wäre. Die Koboldmagie ließ das große Gebäude nicht nur für die Bewohner der kleinen Stadt im Mittelwesten wie ein verlassenes Lagerhaus erscheinen, sondern schluckte auch jedes Geräusch.

Und das war auch verdammt gut so, denn die dröhnende Musik war nicht der einzige Lärm, der die sterbliche Anwohnerschaft aus der Fassung gebracht hätte.

Zugegeben, das Erdgeschoss sah keineswegs ungewöhnlich aus. Die riesige Eingangshalle war in klassizistischem Stil eingerichtet, mit Böden aus glänzendem Holz und hellgrünen Wänden mit silbernen Holzschnitten. An der Decke prangte ein überaus extravagantes Bild von Apoll, auf seinem Streitwagen durch die Wolken rasend.

Im Obergeschoss galt das Gleiche. Die Privatwohnungen waren äußerst edel und komfortabel eingerichtet – für jene Gäste, die bereitwillig die exorbitanten Gebühren für einige wenige ungestörte Stunden zu zahlen bereit waren.

Doch hinter der schweren Doppeltür, die zu den unteren Stockwerken führte, endete jede Vorspiegelung von Zivilisation.

Dort unten in der Finsternis frönten die Dämonen ihren wilden und ausgelassenen Spielen.

Und niemand, absolut niemand, war imstande, so roh und wild und ausgesprochen gemein zu spielen wie Dämonen.

In den Schatten stand Santiago, ein großer, außerordentlich attraktiver Vampir mit langem, rabenschwarzem Haar, dunklen Augen und entschieden spanisch wirkenden Gesichtszügen. Er ließ den Blick über sein Reich schweifen.

Der kreisrunde Raum aus schwarzem Marmor besaß die Größe einer mächtigen Festhalle und verfügte über mehrere terrassenförmig angelegte Sitzreihen. In jeder Reihe standen einige Tische und Hocker aus Stahl, die an dem Marmor festgeschraubt waren. Schmale Treppen führten zu einer Grube, die in die Mitte der untersten Etage eingelassen und mit Sand gefüllt war.

Die Kronleuchter, die von der Decke herabhingen, spendeten genug Licht für die an den Tischen sitzenden Personen, während sie gleichzeitig auch denjenigen unter den Gästen, die es vorzogen, im Verborgenen zu bleiben, ausreichend Dunkelheit boten.

Allerdings bestand in dem Club keinerlei Notwendigkeit für Heimlichtuerei.

Die Menge setzte sich aus Vampiren, Werwölfen und Elfen zusammen. Außerdem gab es mehrere Trolle, einen Ork und die seltenen Sylvernymst, das dunkle Feenvolk, das kürzlich der Welt seine Präsenz offenbart hatte. Sie kamen hierher, um in der Grube zu kämpfen und vergänglichem Ruhm zu erwerben. Oder um in den Vergnügungen zu schwelgen, die Santiagos diverse Animierrdamen und -herren anboten, gleichgültig, ob es sich dabei nun um Kulinarisches oder Sex handelte.

Niemand hier war für seine Zurückhaltung bekannt, insbesondere wenn es einen Anlass zu feiern gab.

Santiago verzog das Gesicht zu einer Grimasse, und seine eiskalte Macht peitschte durch die Luft und sorgte dafür, dass meh-

rere junge Werwölfe durch den überfüllten Raum hasteten, um zu flüchten.

Er verstand den Jubel seiner Gäste.

Es kam nicht jeden Tag vor, dass eine böse Gottheit vernichtet, die Horden der Hölle fortgejagt und eine ungeheure Katastrophe abgewendet wurden.

Aber während des einen Monats, in dem er unablässig grenzenloses Glück und Freude ertragen hatte, kippte seine eigene Stimmung immer mehr in Richtung Mordlust. Nun ja, vielleicht war es auch mehr als nur eine Tendenz, dachte er grimmig, als an einem Tisch voller Trolle eine brutale Schlägerei ausbrach, bei der sie sich gegenseitig über das Gelände stießen, sodass sie auf die Werwölfe prallten, die unter ihnen saßen.

Der Dominoeffekt ließ keinen Moment auf sich warten. Mit einem wütenden Knurren sprangen die Werwölfe auf und gingen auf die Trolle los. Gleichzeitig stürzten sich die Sylvernyst in der Nähe in den ausbrechenden Kampf, und schnell erfüllte der Kräuterduft ihres Blutes die Luft.

Santiagos riesige Fangzähne schmerzten vor Verlangen, sich dem Handgemenge anzuschließen. Vielleicht würde eine gute, altmodische Prügelei seine überwältigende Frustration lindern.

Leider hatte sein Clanchef Viper ihm den beliebten Club anvertraut und ihn zum Manager ernannt. Und das bedeutete: keine außerplanmäßigen Blutbäder. Gleichgültig, wie groß die Versuchung auch sein mochte.

Indem er zusah, wie seine gut ausgebildeten Rausschmeißer sich anschickten, dem Kampf ein Ende zu bereiten, wandte er den Kopf, als der Blutgeruch von einem kräftigen Pflaumenduft verdrängt wurde.

Seine Lippen kräuselten sich, als die Gewalt, die erstickend in der Luft lag, abrupt von heißer Lust abgelöst wurde.

Das war ganz und gar nicht verwunderlich.

Tonya konnte einen Mann aus hundert Schritten Entfernung um den Verstand bringen.

Die erstaunlich schöne Koboldin mit ihrer blassen Haut und ihren schräg gestellten Smaragdaugen nannte darüber hinaus perfekte Kurven und eine umwerfende Mähne aus rotem Haar ihr Eigen. Aber Santiago hatte sie nicht wegen ihres unerhörten Sex-Appeals zu seiner getreuesten Assistentin gemacht.

Wie alle Kobolde verfügte sie über eine außerordentliche Begabung für Geschäfte sowie die Fähigkeit, mächtige Illusionen zu erzeugen. Außerdem war sie imstande, Gegenstände zu verzaubern, obwohl Santiago dafür sorgte, dass dieses besondere Talent nur bei den Menschen angewandt wurde, die die Teestube nebenan besuchten. Die meisten Dämonen waren immun gegen Feenvolkmagie, doch Tonya war von königlichem Blut, und ihre Kräfte machten weitaus süchtiger als die der meisten anderen Kobolde.

Seine treuen Gäste kämen niemals wieder, wenn sie vermuten würden, dass er sie von der schönen Koboldin in den Bann ziehen ließ.

Die Frau, die ein silbernes Kleid trug, das eher zum Verführen als zum Verhüllen entworfen war, blieb vor ihm stehen. Ein Lächeln legte sich auf ihre sinnlichen Lippen, während sie gleichzeitig mit scharfem Blick die Animierdamen und -herren beobachtete, die durch den Raum schlenderten und ihre Dienste anboten.

»Eine ganz ordentliche Menge«, murmelte sie.

Santiago schnitt eine Grimasse. Anders als seine Assistentin trug er eine einfache schwarze Jeanshose und ein dunkles T-Shirt, das sich an seinen breiten Brustkorb schmiegte. Und natürlich hatte er die lässige Kleidung mit einem riesigen Schwert dekoriert, das er sich auf den Rücken geschnallt hatte, sowie mit einer Handfeuerwaffe, die in einem Halfter um seine Hüfte steckte.

Niemand sollte je behaupten, er besuche Partys zu einfach gekleidet.

»Ordentlich« ist kein Wort, das ich mit diesem Mob in Verbindung bringen würde.«

Tonya warf einen Blick auf den Stamm der Sylvermyst, die widerstrebend an ihren Tisch zurückkehrten. Die Krieger besaßen die umwerfenden Gesichtszüge aller Feenvolkangehörigen und langes Haar in verschiedenen Schattierungen von golden bis hin zu kastanienbraun. Aber ihre Augen glänzten eigenartig metallisch.

»Oh, ich weiß nicht«, schnurrte sie. »Da gibt es einen oder zwei, die ich zum Anbeißen finde.«

»Deine Definition von ›zum Anbeißen‹ ist erschreckend wahllos.«

Sie drehte den Kopf, um ihn mit einem allzu wissenden Blick anzusehen. »Nun ja, wenigstens bin ich nicht kastriert worden.«

Santiago ballte die Hände zu festen Fäusten, als ihn Zorn durchzuckte. O nein, dorthin würde sie sich nicht vorwagen. »Vorsicht, Tonya.«

»Wann bist du denn zuletzt flachgelegt worden?«

Die Lufttemperatur sank um einige Grade.

»Darüber werden wir ganz sicher nicht diskutieren«, fauchte er, wobei seine Stimme so leise war, dass sie nicht weit trug. Hier waren Dämonen anwesend, die trotz der ohrenbetäubenden Musik in der Lage waren, eine verdammte Stecknadel aus einem Kilometer Entfernung fallen zu hören. »Und ganz bestimmt nicht vor Publikum.«

Tonya, die unklugerweise seine Schwingungen ignorierte, die eindeutig »Leg dich nicht mit mir an« ausdrückten, stemmte die Hände in ihre runden Hüften. »Ich habe ja versucht, es privat zu diskutieren, aber du weist mich ständig zurück.«

»Weil es dich verdammt noch einmal nichts angeht.«

»Doch, durchaus, wenn deine furchtbare Laune anfängt, den Club in Mitleidenschaft zu ziehen.«

Seine Fangzähne pochten. »Dränge mich nicht.«

»Wenn ich es nicht tue, wer sollte es sonst tun?« Die Frau weigerte sich nachzugeben, und endlich sprudelten ihr die Worte über die Lippen, die sie ihm schon seit Tagen an den Kopf werfen wollte. »Du schleichst durch die Hallen und schnauzt jeden an, der dumm genug ist, dir über den Weg zu laufen. Letzten Monat haben sechs Kellner und zwei Rausschmeißer gekündigt.«

Santiagos Kiefer spannte sich an, und er weigerte sich hartnäckig zuzugeben, dass sie recht hatte. Denn wenn er das getan hätte ...

Nun, dann hätte das bedeutet, dass er zugeben musste, *tatsächlich* kastriert worden zu sein.

Und zwar nicht nur in sexueller Hinsicht, auch wenn das zugegebenermaßen schrecklich genug gewesen wäre. Schließlich war er ein Vampir. Sein Appetit auf Sex sollte eigentlich keine Grenzen kennen.

Aber auch seine allgemeine Lebenslust ...

Plötzlich war sein Vergnügen daran, schönen Frauen den Hof zu machen und Zeit mit seinen Clanbrüdern zu verbringen, einer nagenden Frustration gewichen. Und sein Stolz darauf, einen berüchtigten Club zu leiten, war durch ein Jucken verdrängt worden, das er nicht kratzen konnte.

Er versuchte das zu ignorieren, gemäß der Theorie, dass es sich damit wie mit einem schlimmen Kater verhielt: Es war etwas, das man durchlitt und dann vergaß, sobald die nächste Party winkte.

»Dann stell eben noch mehr ein«, knurrte er.

Sie kniff die Augen zusammen. »Du hast leicht reden.«

»He, du weißt, wo die Tür ist ...«

»Ich bin noch nicht fertig«, unterbrach sie ihn.

Er zog die dunklen Augenbrauen zu einem warnenden Stirn-

runzeln zusammen. »Koboldin, du raubst mir den allerletzten Nerv.«

»Genau darum geht es.« Sie zeigte mit dem Finger auf die kampflustige Menge. Die Leute musterten einander weiterhin mit drohenden Blicken. »Diese Laune steckt nicht nur die Angestellten an, sondern auch die Gäste. Jede Nacht sind wir nur um Haarsbreite von einem Aufstand entfernt.«

Santiago schnaubte und verschränkte die Arme vor seiner breiten Brust. »Ich leite einen Dämonenclub, der Blut, Sex und Gewalt anbietet. Was erwartest du da? Line Dance, Gin fizz und Karaoke?«

»Die Atmosphäre ist immer aggressiv, aber in den letzten Wochen war sie explosiv. Wir hatten in dieser Zeit mehr Kämpfe als in den vergangenen zwei Jahren.«

»Hast du die Neuigkeiten nicht gehört? Wir feiern die Niederlage des Fürsten der Finsternis«, versuchte er zu poltern. »Einen Neuanfang ... Blablabla.«

Wie ein Hund, der seinen Knochen nicht hergeben will, weigerte sich Tonya, es dabei bewenden zu lassen. »Sieht das etwa nach Feiern aus?« Erneut deutete sie mit dem Zeigefinger auf die brodelnde Menge. »Deine Frustration steckt alle hier an.«

Da konnte Santiago ihr nicht widersprechen. Der Club war nicht gerade Disneyland, aber normalerweise gab es hier auch keine Blutbäder.

Zumindest, wenn man nicht so dumm war, an den Käfigkämpfen teilzunehmen.

»Was schlägst du also vor?«

»Du hast zwei Möglichkeiten.« Tonya setzte ein angespanntes Lächeln auf. »Zieh los und töte irgendwas, oder fick es. Verdamm, tu beides.«

Er schnaubte. »Erklärst du dich etwa dazu bereit?«

»Das würde ich tun, wenn es irgendetwas nützen würde«, gab

sie offen zu. »Aber so ...« Ihre Worte verklungen, als sie die Hand hob und in eine entfernte Ecke zeigte.

»Was?«

»Ich habe etwas, das deinem derzeitigen Frauengeschmack besser entspricht.«

Santiago war sich nicht sicher, was er erwarten sollte. Vielleicht Zwillingkoboldinnen. Er hatte immer eine Schwäche für Zwillingspaare gehabt. *Mit zweien gleichzeitig ...*

Vielleicht auch eine brünstige Harpyie.

Nichts konnte einen Mann zuverlässiger ablenken als eine Woche, die angefüllt war mit ununterbrochenem, schonungslosem Sex, bis seine Hoden schmerzten.

Aber stattdessen trat eine Vampirin aus den Schatten.

»Verdammt«, keuchte er schockiert.

Nicht, weil die Frau hinreißend war. Das war eine gegebene Tatsache. Alle Vampirinnen waren atemberaubend schön.

Aber diese hier kam ihm mit ihrem langen, schwarzen Haar und ihren dunklen Augen, die einen starken Kontrast zu ihrer blassen Haut bildeten, auf unheimliche Weise bekannt vor.

Nefri.

Nein, das war nicht Nefri, flüsterte eine Stimme in seinem Hinterkopf. Ihr Gesicht war kantiger, und der Frau, die sich ihnen näherte, mangelte es an der majestätischen Zurückhaltung, von der die echte Nefri umgeben war.

Ganz zu schweigen von ihrem Mangel an ungeheurer Macht. Der Einfluss von Nefris Anwesenheit hingegen hätte dafür gesorgt, sie alle ins Taumeln geraten zu lassen.

Aber diese Frau ähnelte Nefri so sehr, dass sich in Santiagos Magen schmerzhaft Knoten bildeten.

»Ist sie geeignet?«, fragte Tonya.

»Werde sie los«, befahl er mit belegter Stimme.

Tonya runzelte verwirrt die Stirn. »Wie bitte?«

»Werde sie los. Jetzt sofort!«

Santiago drehte auf dem Absatz um und steuerte auf die Treppe zu, die aus dem Untergeschoss hinausführte.

Er hatte das dringende Bedürfnis, von hier zu verschwinden.

»Santiago!«, rief Tonya hinter ihm her. »Verdammt!«

Die Menge teilte sich unter der Wucht seiner eisigen Macht. Die meisten gingen ihm mit erfreulicher Hast aus dem Weg, als er die Stufen erklomm und die Vorhalle betrat.

Santiago bemerkte dies allerdings überhaupt nicht.

Er war viel zu beschäftigt damit, sich selbst davon zu überzeugen, sein Rückzug sei nicht mehr als Verärgerung über Tonyas Einmischung.

Als ob er es nötig hätte, dass die Feenvolkangehörige sich in sein Sexleben einmischte! Sie sollte doch eigentlich als seine Assistentin fungieren, nicht als seine Zuhälterin. Wenn er eine verdamnte Frau wollte, dann konnte er sich selbst darum kümmern. Zum Teufel, er konnte auch ein Dutzend haben!

Und keine von ihnen wäre auch nur ein dürftiger Ersatz für die nervtötende, aufreizende, unerträgliche Frau, die ihn einfach verlassen hatte, um hinter den Schleier zurückzukehren ...

»Ärger im Paradies, *mi amigo?*«

Die Tatsache, dass er den Marmorboden der Vorhalle schon fast vollständig überquert hatte, ohne den Vampir zu bemerken, der vor der Tür zu seinem Büro stand, war ein Beweis dafür, wie abgelenkt er war.

Dios.

Wenn es ihm gelungen war, den momentanen Anasso, den König aller Vampire, zu übersehen, dann war er offensichtlich wirklich blind für seine Umgebung.

Styx war ein in schwarzes Leder gekleideter, zwei Meter großer Aztekenkrieger, der sich ein Schwert auf den Rücken geschnallt hatte, welches groß genug war, einen reinrassigen Troll zu

zerlegen. Und dann gab es da natürlich auch noch seine ungeheure Macht, die wie Schallwellen in der Luft pulsierte.

Es wäre einfacher, und ganz sicher weniger gefährlich, einen ausbrechenden Vulkan zu übersehen.

»Perfekt«, murmelte Santiago und betrachtete das schmale, bronzefarbene Gesicht seines unerwarteten Gastes, das einen Ausdruck von Arroganz trug. Dies wurde von seinem dunklen Haar noch hervorgehoben, welches zu einem festen Zopf geflochten war, der ihm beinahe bis zu den Kniekehlen reichte. Er wirkte nicht so, als sei er hier, um zu feiern. Und das bedeutete, dass er irgendetwas von Santiago wollte. Das war nie gut. »Könnte diese Nacht noch besser werden?«, murmelte er.

Styx wölbte eine dunkle Braue. »Willst du darüber reden?«

Sollte er seinem Anasso verraten, dass er nicht besser war als ein Eunuch? Lieber ließe er sich ausweiden.

Und da er tatsächlich schon einmal ausgeweidet worden war, wollte das etwas heißen.

»Ganz entschieden nicht«, krächzte er, öffnete die Tür zu seinem Büro und führte seinen Begleiter hinein.

»Den Göttern sei Dank.« Styx überquerte den schiefergrauen Teppich und setzte sich auf eine Ecke von Santiagos schwerem Schreibtisch aus Walnussholz. »Als ich die Position des Anasso übernahm, musste ich zum Vampirflüsterer werden. Ich habe mir nur gewünscht, Dinge mit meinem großen Schwert aufzuspießen.«

Santiago ging an den Holzregalen vorbei, die die Art von Hightech-Überwachungsausstattung enthielten, mit der sich eigentlich nur das Ministerium für Innere Sicherheit auskennen sollte, und schloss die Tür der Bar auf, die sich unter den Gemälden der französischen Impressionisten befand, welche an den getäfelten Wänden hingen.

»Ich hoffe, du bist nicht hergekommen, um irgendetwas mit

deinem Schwert aufzuspießen«, meinte er und nahm eine Flasche Comisario Tequila heraus.

»Eigentlich benötige ich deine Hilfe.«

»Schon wieder?« Santiago goss zwei ordentliche Schlucke des teuren Alkohols in Gläser. Als Styx diese Worte zuletzt ausgesprochen hatte, hatte der Fürst der Finsternis gedroht, die Welt zu zerstören, und er selbst war mit Nefri zusammen eingeteilt worden, um die verschollene Prophetin zu suchen. »Ich dachte, wir hätten die Situation überstanden, in der uns der Himmel auf den Kopf fiel, und alle seien in ihre neutralen Ecken zurückgekehrt, sodass wir so tun könnten, als seien wir nicht beinahe Hundefutter für die Höllenhorden geworden.«

Styx war nicht deshalb König geworden, weil er der härteste aller harten Kerle war. Sondern er war darüber hinaus auch erschreckend aufmerksam. Seine Augen verengten sich, und er forschte mit beunruhigender Intensität in Santiagos verbitterter Miene.

»Hat diese Angelegenheit etwas mit Nefri und ihrer Rückkehr zu ihrem Clan zu tun?«

Nein. Er würde auf gar keinen Fall darüber reden.

Mit einer ruckartigen Bewegung trat Santiago zu Styx und drückte ihm ein Glas in die Hand. »Hier.«

Der uralte Vampir ließ sich für einen kurzen Moment ablenken und nahm einen Schluck von dem starken Alkohol. Ein schwaches Lächeln legte sich auf seine Lippen. »Aus Vipers Weinkeller?«

»Selbstverständlich.«

Styx' Lächeln wurde breiter. Obgleich beide räuberische Alphantiere waren, waren Styx und Viper, der Chicagoer Clanchef, enge Freunde geworden. Dies war fast so schockierend wie die Tatsache, dass Vampire und Werwölfe zu Verbündeten geworden waren. Zumindest vorübergehend.

Was nur bewies, dass der Weltuntergang wahrhaftig die ungewöhnlichsten Bündnisse möglich machte.

»Weiß er davon, dass du dir seinen Privatvorrat schmecken lässt?«

»Was er nicht weiß ...« Santiago hob sein Glas zu einem spöttischen Trinkspruch, bevor er den Tequila mit einem Schluck austrank. »*Salud*.«

»Weißt du«, sagte Styx und stellte sein Glas beiseite, »vielleicht sollte ich mich als Psychologe versuchen.«

Santiago schenkte sich ein weiteres Glas ein. »Du sagtest, du würdest meine Hilfe benötigen.«

»Das hatte ich eigentlich vor, doch du befindest dich in einer gefährlichen Stimmung, *amigo*. Es ist die Art von Stimmung, die gute Vampire ins Grab bringt.«

»Es geht mir gut.« Santiago trank den Tequila aus und genoss das erlesene Brennen in der Kehle. »Sage mir, was du von mir willst.«

Es folgte eine lange Pause, bevor der König schließlich an seine Hüfte griff und einen Dolch hervorzog. »Erkennst du dies wieder?«

»*Dios*.« Santiago ließ sein Glas fallen und starrte schockiert auf die dekorative Silberklinge, die wie ein Blatt geformt war und über einen Lederschwertknauf verfügte, in den winzige Rubine eingelassen waren. »Ein *pugio*«, stieß er hervor.

»Erkennst du ihn?«

Santiagos Ausbruch humorlosen Gelächters erfüllte für einen kurzen Moment den Raum. Ja, verdammt noch einmal, er erkannte den *pugio*. Und das sollte er auch. Immerhin gehörte er seinem Erzeuger Gaius, der einst ein römischer General gewesen war.

Vor Jahrhunderten hatte er ehrfürchtig zugesehen, als Gaius ihm demonstriert hatte, welches die beste Methode war, seine Beute mit dem Dolch zu töten. Was für ein Narr er doch gewesen war.

Aber natürlich trug er nicht allein die ganze Schuld. Wie alle Findlinge war Santiago als Vampir erwacht, ohne sich an seine Vergangenheit zu erinnern, nur mit einem primitiven Überlebensinstinkt ausgestattet. Doch im Gegensatz zu anderen war er nicht zurückgelassen worden und hatte für sich selbst sorgen müssen. O nein. Gaius hatte ihn wie einen Sohn behandelt und ihn gelehrt, sein getreuester Krieger zu werden.

Aber all das hatte in der Nacht ein Ende gefunden, in der ihr Clan angegriffen wurde. Santiago war unterwegs gewesen, aber er wusste, dass Gaius gezwungen worden war zuzusehen, wie seine geliebte Gefährtin Dara auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Gaius hatte sich, versunken in seinen Kummer, hinter den Schleier zurückgezogen, wo er nach dem Frieden suchte, den dieser zu bieten schien.

Natürlich war das alles nichts anderes als ungeheurer Bockmist gewesen.

Gaius hatte sich von dem Versprechen des Fürsten der Finsternis beeinflussen lassen, ihm Dara zurückzubringen, und er war hinter den Schleier gegangen, um sie alle zu verraten.

Was Santiago betraf ...

Er war zurückgelassen worden und hatte die Hölle erlebt.

Als ihm bewusst wurde, dass Styx ihn mit einem allzu wissenden Blick betrachtete, schlug Santiago die Tür zu seinen Erinnerungen zu.

»Gaius«, sagte er mit ausdrucksloser Stimme.

»Das hatte ich vermutet.«

»Wo wurde er gefunden?« Santiago runzelte die Stirn, als der Anasso zögerte. »Styx?«

Styx warf den Dolch auf den Schreibtisch. »Eine Hexe namens Sally brachte ihn mir«, enthüllte er ihm schließlich. »Sie behauptete, für Gaius zu arbeiten.«

»Wir wissen, dass es eine Hexe gab, die ihm half, zusammen

mit den Wolfstölen.« Santiago deutete mit dem Kopf auf den *pugio*. »Und das scheint zu bestätigen, dass sie die Wahrheit sagt. Gaius ließe ihn niemals einfach so herumliegen.« Er richtete den Blick wieder auf Styx. »Was wollte sie?«

»Sie sagte, sie habe Gaius' Versteck in Louisiana genutzt, um sich dort zu verstecken, für den Fall, dass für die Anbetung des Fürsten der Finsternis Jagd auf sie gemacht werden würde.«

»Wahrscheinlicher ist, dass sie von Gaius'Tod wusste und sich entschloss, sich an seinen Besitztümern zu bedienen.«

Erneut war dieses merkwürdige Zögern zu erkennen, und Santiago spürte, wie eine böse Vorahnung ihm einen Schauer über den Rücken laufen ließ.

Irgendetwas ging hier vor.

Etwas, das ihm nicht gefallen würde.

»Wenn das tatsächlich der Fall war, dann musste sie sich auf eine Enttäuschung gefasst machen«, entgegnete Styx mit vorsichtiger Miene.

»Enttäuschung?«

»Sie behauptet, vor einer Woche zu dem Versteck zurückgekehrt zu sein und entdeckt zu haben, dass Gaius sich dort aufhielt.«

»Nein.« Santiago ballte die Hände zu Fäusten. Diese Angelegenheit sollte endlich beendet sein, verdammt! Der Fürst der Finsternis war tot, und ebenso auch sein Erzeuger, den er früher einmal als seinen Vater betrachtet hatte. »Das kann ich nicht glauben.«

Etwas, das womöglich Mitgefühl war, blitzte in Styx' Augen auf. »Ich glaubte es ebenfalls nicht, doch Viper war überzeugt davon, dass sie die Wahrheit sprach. Zumindest die Wahrheit, soweit sie sie kannte. Es ist möglich, dass sie nur eine Schachfigur in einem Spiel ist.«

Santiago fauchte. Sein Clanchef besaß das Talent, in den Seelen

von Menschen zu lesen. Wenn er behauptete, dass sie die Wahrheit sagte, dann ... *Dios*.

»Ich habe miterlebt, dass er mit dem Fürsten der Finsternis durch den Riss kam, aber wie zum Teufel hat er die Schlacht überlebt?«

»Eigentlich überlebte er nur teilweise.«

Santiago kämpfte gegen das Gefühl an, auf Treibsand zu stehen. »Was zum Teufel soll das bedeuten?«

»Diese Sally erzählte, dass Gaius sich seltsam verhielt.«

»Er verhält sich bereits seit Jahrhunderten seltsam«, erwiderte Santiago. »Dieser betrügerische Bastard.«

»Sie sagte, er habe schmutzig und verwirrt ausgesehen«, fuhr Styx fort, ohne den wachsamen Blick von Santiagos verbitterter Miene abzuwenden. »Und sie war sich sicher, dass er sie nicht erkannte.«

Santiago runzelte nachdenklich die Stirn, verblüffter über die Behauptung, dass Gaius schmutzig gewesen sei, als über seine angebliche Verwirrung. Sein Erzeuger war stets peinlich genau gewesen, in jeder Hinsicht. Und Santiagos kurzer Blick in Gaius' Versteck hinter dem Schleier hatte die Zwangserkrankung des älteren Vampirs nur noch sichtbarer werden lassen.

»War er verletzt?«

»Laut der Hexe wirkte er, als stehe er unter irgendeinem Zwang.«

»Unmöglich. Gaius ist viel zu mächtig, als dass eine andere Person seinen Geist kontrollieren könnte.«

»Das hängt davon ab, wer ihn kontrolliert«, betonte Styx. »Sally behauptete auch, dass er offenbar versuchte, etwas oder jemanden zu beschützen, das oder den er im Haus versteckt hielt.«

Mit einem leisen Fluch richtete Santiago seinen Blick auf die Tür, um sich zu vergewissern, dass sie geschlossen war. Es war nicht notwendig, Panik zu verbreiten.

»Den Fürsten der Finsternis?«

»Nein.« Styx schüttelte entschieden den Kopf. »Die Orakel sind sich sicher, dass der Fürst der Finsternis wirklich und wahrhaftig tot ist.«

Santiagos Anflug von Erleichterung verflüchtigte sich beim Anblick von Styx' grimmigem Gesichtsausdruck. Der Fürst der Finsternis mochte vielleicht tot sein, aber Styx befürchtete offensichtlich, dass Gaius von irgendetwas kontrolliert wurde.

»Du hast mit den Orakeln gesprochen?«

Styx grimassierte. »Unglücklicherweise. Da mein erster Gedanke ebenso wie deiner in der Vermutung bestand, dass es ihm gelungen sein mochte, einen kleinen Teil des Fürsten der Finsternis zu retten, suchte ich natürlich die Kommission auf, um ihr von meinen Befürchtungen zu berichten.«

»Und?«

Der Raum füllte sich mit einer Macht, die die Lampen zum Flackern brachte und die Computermonitore ausschaltete.

»Man gab mir höflich zu verstehen, ich solle mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern.«

Er brach in schallendes Gelächter aus. Wie viele Male war Styx wohl gesagt worden, er solle sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern? Santiago vermutete, dass das wohl noch nie vorgekommen war.

»Wie viele hast du getötet?«

»Niemanden.« Styx' vernichtende Macht pulsierte weiterhin durch den Raum. »Mein Temperament ist ...«

»Katastrophal hitzig?«, unterbrach ihn Santiago.

»Gesund«, korrigierte ihn Styx. »Aber ich habe keine suizidalen Neigungen.«

Das entsprach absolut der Wahrheit. Der König der Vampire mochte mit Diplomatie wie ein Elefant im Porzellanladen umgehen, aber er war zu klug, um die Kommission direkt anzugreifen.

Nein. Styx würde die Orakel nicht herausfordern, aber andererseits glaubte Santiago auch keinen Moment lang, dass er die Hände in den Schoß legen und unterwürfig ihrem Befehl gehorchen würde.

Die Begriffe *gehorschen* und *Styx* konnten nicht in einem Satz verwendet werden.

»Wenn diese Sache dich wirklich nichts angeht, weshalb kommst du dann zu mir?«, wollte Santiago wissen.

»Weil Gaius zu meinem Volk gehört, gleichgültig, was er getan hat«, antwortete Styx mit einem Gesichtsausdruck hart wie Granit. »Und wenn er von irgendetwas oder irgendjemandem kontrolliert wird, will ich wissen, was zum Teufel hier vor sich geht.«

»Was ist mit den Orakeln?«

»Was sie nicht wissen ...«, wiederholte Styx Santiagos frühere Worte.

Santiago kniff die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen. Es war *eine* Sache, eine Flasche Tequila aus Vipers Weinkeller herauszuschmuggeln, aber eine ganz andere, die Orakel zu verärgern.

»Und aus welchem Grund hast du mich ausgewählt?«

»Du bist der Einzige, der imstande ist, Gaius aufzuspüren.«

Santiago schüttelte den Kopf. »Dieser Mistkerl hat irgendetwas unternommen, um seinen Geruch zu überdecken mitsamt unserer früheren Verbindung. Ich verfüge über keine bessere Möglichkeit, ihn zu finden, als du.«

Styx' Lächeln jagte Santiago einen kalten Schauer über den Rücken. »Ich habe vollstes Vertrauen, dass du einen Weg finden wirst, um ihn aufzuspüren. Und natürlich musst du dies tun, ohne unnötige Aufmerksamkeit auf dich zu lenken.«

Na, das war ja wirklich wunderbar.

Er wurde nicht nur auf eine aussichtslose Suche geschickt, sondern lief auch noch Gefahr, den tödlichen Ärger der Orakel auf sich zu ziehen.

Das hatte ihm gerade noch gefehlt.

Die Hände in die Hüften gestemmt, funkelte Santiago sein Gegenüber an. »Also bist du nicht willens, den Zorn der Kommission zu riskieren, aber sehr wohl, *mich* vor den Bus zu stoßen?«

»Sei kein Esel.« Styx ließ seine Macht auf Santiago einströmen, wodurch dieser vor Schmerz ächzte. »Wenn du es nicht tun willst, dann lass es. Ich dachte, du seiest begierig auf die Möglichkeit, wieder mit deinem Vater vereint zu sein.«

Santiago hob entschuldigend eine Hand. Verdammt. Er musste wohl wahrhaftig am Ende seiner Zurechnungsfähigkeit angelangt sein, wenn er den König der Vampire absichtlich verärgerte.

»Du hast recht, es tut mir leid«, erwiderte er. Und das entsprach der Wahrheit. Styx hatte tatsächlich recht. Er hatte Jahrhunderte auf die Möglichkeit gewartet, seinem Erzeuger entgegenzutreten. Nun war ihm eine zweite Chance geschenkt worden. Weshalb also ergriff er nicht freudig die Gelegenheit dazu? »Es ist ...« Mit einem Kopfschütteln brach er ab.

»Ja?«

»Nichts.« Er zog sein Mobiltelefon heraus und konzentrierte sich auf das, was noch erledigt werden musste, bevor er abreisen konnte. »Ich muss Tonya mitteilen, dass sie sich um den Club kümmern muss.«

»Selbstverständlich.«

»Wo ist die Hexe?«

»Sie befindet sich in meinem Versteck in Chicago. Roke behält sie im Auge, für den Fall, dass sich diese Angelegenheit als raffinierter Trick erweist.«

Santiago warf dem Anasso einen verblüfften Blick zu. Roke, der Clanchef von Nevada, befand sich in einer noch übleren Stimmung als Santiago. Styx hatte sich geweigert, ihn zu seinem Clan zurückkehren zu lassen, nachdem Cassandra ihm verraten hatte, Roke in einer ihrer Visionen gesehen zu haben.

»Die arme Hexe«, murmelte er. »Diese Bestrafung wünsche ich niemandem.«

Styx zuckte mit den Schultern. »Er war der Einzige, der verfügbar war.«

Santiago erstarrte. »Geht hier irgendetwas vor, von dem ich wissen sollte?«

Ein merkwürdiger Ausdruck zeigte sich auf Styx' schmalen Zügen. War das etwa – Verlegenheit?

»Darcy besteht darauf, dass ich meine Raben auf die Suche nach diesem verdammten Gargylen schicke.«

Ah. Santiago bemühte sich, sein abruptes Lächeln zu verbergen. Die Raben waren Styx' Privatwachen. Die größten und gemeinsten Vampire, die existierten. Die Tatsache, dass er gezwungen war, sie einzusetzen, um einen neunzig Zentimeter großen Gargylen aufzuspüren, der seit einem Jahr Styx' persönlicher Quälgeist war, musste ihn wahnsinnig machen.

»Levet wird noch immer vermisst?«, fragte er. Der winzige Gargyle hatte erstaunlicherweise eine entscheidende Rolle bei der Vernichtung des Fürsten der Finsternis gespielt, doch kurz nach der Schlacht hatte er sich in Luft aufgelöst. Und zwar wortwörtlich.

»Du findest das amüsan?«, knurrte Styx.

»Eigentlich empfinde ich es als erfrischende Erinnerung daran, weshalb ich glücklich bin, Junggeselle zu sein.«

Styx' Verärgerung schmolz dahin, während sich ein beunruhigendes Lächeln in seinen Mundwinkeln bildete. »Wen versuchst du damit zu überzeugen?«

Santiago blickte ihn mit gerunzelter Stirn an. »Wovon zu überzeugen?«

»Dass du glücklich seiest«, stellte der ältere Vampir klar. »Allen Gerüchten zufolge stürmst du durch die Gegend und machst allen anderen das Leben zur Hölle, seit Nefri zu ihrem Clan hin-

ter den Schleier zurückgekehrt ist. Das klingt nicht nach einem Mann, der mit seiner Junggesellenexistenz zufrieden ist.«

Diese verdammte Tonya und ihr großes Koboldinnenmundwerk. Santiago steckte sein Handy wieder in die Tasche und streckte ungeduldig eine Hand aus. »Hast du eine Wegbeschreibung zu Gaius' Versteck?«

»Hier.« Styx reichte Santiago ein gefaltetes Stück Papier und griff plötzlich nach seinem Handgelenk. In seinen Augen glitzerte eine Warnung. »Vorerst sind Informationen alles, was ich will. Ist das klar?«

»Kristallklar.«

»Die Orakel werden nicht besonders glücklich sein, wenn sie herausfinden, dass du unbefugt in ihren Spielplatz eindringst«, erklärte Styx warnend. »Bleibe unter dem Radar, *amigo*, und sei vorsichtig.«

Santiago nickte langsam. »Jederzeit.«

KAPITTEL 2

*Das derzeitige Versteck der Orakel
Auf halber Strecke zwischen Chicago und St. Louis*

Nefri kehrte auf einer hohen Klippe mit Blick auf den Mississippi in die Welt der Sterblichen zurück.

Sie zitterte und schlang ihren langen Umhang um ihren großen, schlanken Körper. Nicht wegen der Kälte, obgleich der Oktobernacht eine Kälte innewohnte, die es während ihres letzten Besuches auf dieser Seite des Schleiers nicht gegeben hatte. Es waren die Gefühle, die auf sie einstürmten.

Es war alles so – überwältigend.

Der Geruch der feuchten Erde und des dichten Moores, das die Ufer des nahe gelegenen Flusses säumte. Der Ruf einer Eule und das Rascheln der abgestorbenen Blätter. Ihr langes, schwarzes Haar, das sich in der Brise bewegte.

Und natürlich ihre ganz eigenen Empfindungen.

Furcht. Hunger.

Leidenschaft.

Nefri blieb vollkommen bewegungslos stehen, ihr blasses, ovales Gesicht versteinert zu einer undurchdringlichen Maske. Sie setzte ein ruhiges Lächeln auf, und ihre ebenholzschwarzen Augen verrieten nichts von ihrem inneren Aufruhr.

Mit ihrer beträchtlichen Stärke war sie imstande, den meisten Gefahren dieser Welt zu trotzen, doch die Kommission bestand aus den mächtigsten Dämonen. Sie konnten sie allein kraft ihrer Gedanken auslöschen.

Es fühlte sich stets wie ein Drahtseilakt an, wenn sie gezwungen war, sich mit ihnen zu treffen. Und zwar auf einem Drahtseil, das jederzeit reißen konnte, sodass sie in den Tod stürzte.

Als sie endlich das Gefühl hatte, bereit zu sein, durchschritt Nefri den Eingang zu den Höhlen, der hinter einem Illusionszauber verborgen gewesen war, und trat in die Mitte der großen Kammer. Sogleich erschien ein Zalez-Dämon.

Nur einen Augenblick lang wurde ein großer, ausgezehrer Körper mit einem übergroßen Kopf und schräg gestellten, beinahe mandelförmigen Augen sichtbar. Dann nahm die Kreatur ihre menschliche Gestalt an, die eines Wikingerkriegers mit kurzem, blondem Stachelhaar und Augen im stürmischen Blau der Ostsee. Sein herrlicher Körper war gebräunt und angemessen für einen Gott, was nicht weiter überraschend war, wenn man bedachte, dass er von mehr als einer primitiven Gesellschaft angebetet worden war. Im Augenblick wurde diese wunderschöne Gestalt nur von einer verblichenen Jeanshose verdeckt, die tief auf seinen Hüften saß.

Nefri neigte leicht den Kopf und zügelte entschlossen ihre weibliche Reaktion auf die Sexuallockstoffe, die der Dämon ausströmte.

Zalez-Dämonen waren teilweise Inkuben und imstande, die Gestalt anzunehmen, welche ihr Gegenüber am meisten begehrte. Nefri verspürte nicht das Bedürfnis, ihm ihre geheimsten Wunschvorstellungen zu verraten.

Nicht, nachdem sie den vergangenen Monat damit verbracht hatte vorzugeben, dass diese Wunschvorstellungen nicht existierten.

»Recise«, murmelte sie.

»Ah, Nefri, es ist so gut, dass Ihr gekommen seid.« Seine Stimme strich über ihren Körper wie warmer Samt, und sein Lächeln war ungemein charmant, auch wenn man bedachte, dass Nefri gar keine andere Wahl gehabt hatte.

Eine Einladung der Kommission war ein königlicher Befehl, den nur der idiotischste Dämon ignorieren würde.

»Euer Bote bestand darauf, dass es von großer Wichtigkeit sei«, entgegnete sie.

Recise blinzelte langsam. »Die Orakel mischen sich nicht in die Angelegenheiten der Welt ein, es sei denn, sie sind von äußerster Wichtigkeit.«

Das war keine Prahlerei, sondern schlicht und einfach Arroganz.

»Ja, natürlich.«

»Hier entlang.«

Recise bewegte sich anmutig und führte Nefri durch die Dunkelheit. Das Pulsieren seiner sexuellen Energie ließ allmählich nach, als werde ihm bewusst, dass Nefri nicht in der Stimmung für Spiele war.

Schweigend folgten sie den Tunneln, die tief hinunter in die Erde führten. Die Luft war kühl, aber zu Nefris Überraschung nicht feucht, wengleich sie ganz in der Nähe das Plätschern eines Wasserfalls vernahm.

In weiterer Entfernung hörte sie gedämpfte Unterhaltungen. Die Sprachen, in denen sie geführt wurden, waren ebenso unterschiedlich wie die Wesen der Kommission. Wie bei den Vereinten Nationen, nur handelte es sich hier um äußerst gefährliche Dämonen, die das Töten dem Verhandeln vorzogen.

Nefri unterdrückte eine Grimasse, als ihr Begleiter am Eingang einer größeren Höhle anhielt.

»Das Orakel erwartet Euch in der hinteren Kammer.«

»Vielen Dank.«

Nefri wartete ab, bis der Zalez seinen Weg durch den Tunnel fortgesetzt hatte, bevor sie in die Höhle trat und ihre Sinne aus sandte. Es war nicht so, dass sie eine Falle erwartet hätte. Wenn die Orakel sie tot sehen wollten, wäre sie längst nicht mehr am Leben.

Jedoch besaßen die Orakel eine sehr spezielle Vorstellung von sittlichen Werten. Sie wollte nicht hereinplatzen, wenn irgendwelche Dämonen damit beschäftigt waren, eine öffentliche Orgie zu feiern oder ihren besonderen Göttern eine unschuldige Person zu opfern.

Erst als sie den Schwefelgeruch wahrnahm, trat sie vor. Dieses Orakel kannte sie.

Nefri überquerte den glatten Steinboden, ohne auf die kahle Umgebung zu achten, die kaum angemessen für die mächtigsten Wesen der Erde war.

Jedes der Orakel verfügte über sein eigenes privates und normalerweise luxuriöses Versteck, doch während der Schlacht gegen den Fürsten der Finsternis hatten sie sich in diesen Höhlen versammelt. Die Tatsache, dass die Orakel hiergeblieben waren, war nicht sonderlich beruhigend.

Als Nefri den hinteren Bereich der Höhle erreicht hatte, erblickte sie die winzige Dämonin, die in eine seichte Wasserlache startete. Ihre neunzig Zentimeter große Gestalt war in eine lange, weiße Robe gehüllt.

Auf den ersten Blick hätte man sie mit ihrem herzförmigen Gesicht und ihrem silbernen Haar, das zu einem bodenlangen Zopf geflochten war, für ein Kind halten können. Ein zweiter Blick jedoch enthüllte die eigenartigen länglichen Augen, die einfarbig schwarz waren. Augen, die erfüllt waren von einem uralten Wissen.

Oh, und außerdem waren da auch noch die scharfen, spitzen Zähne.

Und die kaum zu bändigende Macht, die imstande war, ganze Städte zu zerschmettern.

»Siljar?«, fragte Nefri, als die Frau den Blick weiterhin auf das Wasser gerichtet hielt und forschend irgendein Bild betrachtete, das sie beschworen hatte.

Mit einer Handbewegung ließ Siljar das Bild verschwinden und seufzte schwer. »Die Kinder von heute«, beschwerte sie sich, während sie ihre Aufmerksamkeit Nefri zuwandte.

»Ich kann Euch später noch einmal aufsuchen, wenn Ihr beschäftigt seid.«

»Nein, dies ist wichtig.« Siljar deutete mit einem Finger auf einen Holzstuhl. »Nimm Platz.«

Nefri gehorchte, ohne zu zögern. Sie setzte sich auf den Rand des Stuhls und faltete die Hände im Schoß.

»Hat diese Angelegenheit etwas mit dem Fürsten der Finsternis zu tun?«

Siljar schüttelte den Kopf. »Nein, dieses Kapitel ist abgeschlossen.«

»Dem Himmel sei Dank«, sagte Nefri, aufrichtig erleichtert.

Siljar hielt eine kleine Hand in die Höhe. »Nicht so hastig.«

Nefris ruhige Miene geriet nicht ins Wanken, wie kaum jemals. Sie besaß jahrhundertelange Übung darin, ihre Emotionen zu verbergen. Das ging so weit, dass viele Leute annahmen, sie verfüge über keinerlei Gefühle.

Insgeheim jedoch machte sich ein mulmiges Gefühl in ihrer Magengrube bemerkbar. Wenn sich neues Unheil zusammenbraute, dann gab es keinen Grund, ausdrücklich *sie* um Hilfe zu bitten, es sei denn ...

»Dies hat etwas mit dem Schleier zu tun, nicht wahr?«

Siljar nickte langsam. »Es hat eher mit dem zu tun, was mit dem Schleier in Schach gehalten werden sollte – zu diesem Zweck wurde er erschaffen.«

Nefris Furcht wuchs. Es war beinahe vier Jahrhunderte her, seit sie sich mit der Bitte um Zuflucht an die Kommission gewandt und mithilfe des Medaillons ihren Clan hinter den Schleier geführt hatte.

Soweit es die Welt betraf, bestand Nefris einziges Interesse

darin, für die Vampire, die nach vollkommenem Frieden strebten, ein neues Heim zu schaffen.

Nur sie und die Orakel wussten um die Wahrheit.

Tatsächlich kannten eigentlich nur die Orakel die Wahrheit, dachte sie ironisch.

Sie selbst kannte lediglich einige wenige einfache Fakten und unheilvolle Warnungen. Und das war für sie auch in Ordnung gewesen. Je weniger sie wusste, desto einfacher war es für sie vorzugeben, dass das Paradies, das sie erschaffen hatte, nicht auf einer Jauchegrube erbaut worden war.

»Ich verstehe nicht«, erwiderte sie.

Siljar schritt zu dem Keramikkrug, der auf einer flachen Steinplatte stand. Sie goss sich eine goldene Flüssigkeit in ein Glas, die auffällig nach Hennessy roch, und stürzte sie hastig hinunter.

»Es wird vermutet, dass Gaius gemeinsam mit dem Fürsten der Finsternis durch den Riss kam.«

»Ich hörte Gerüchte, die besagen, dass er während der Schlacht gesehen wurde, doch niemand konnte mit Gewissheit sagen, was mit ihm geschehen ist«, entgegnete Nefri. »Ich nehme an, er wurde getötet.«

»Nein, er wurde erst kürzlich in dem Versteck gesehen, das er während seines Aufenthaltes in dieser Welt genutzt hatte.«

Nefri presste die Lippen fest aufeinander. Niemand gab ihr die Schuld an Gaius' Verrat. Nun ja, niemand außer dieser Nerven säge Santiago. Er nahm natürlich an, dass sie die Schuld an allem Bösen dieser Welt trage. Dieser lästige Esel.

Aber sie konnte nichts dagegen tun, dass sie die Tatsache bedauerte, nicht gegewöhnt zu haben, dass hinter Gaius' Wunsch, zu ihrem Clan zu gehören, mehr steckte als die Absicht, um seine verstorbene Gefährtin zu trauern.

»Glaubt Ihr, dass er beabsichtigt, Ärger zu verursachen?«, fragte sie.

»Nicht der Vampir.«

Nefri blickte ihr Gegenüber verwirrt an. »Ist das ein Puzzlespiel?«

»Ein Puzzlespiel mit zu vielen Teilen.«

Bei allen Göttern – weshalb konnten Orakel nicht einfach sagen, was sie wollten, ohne all das Kauderwelsch?

»Aus welchem Grund beunruhigt Gaius Euch?« Sie wandte viel Mühe auf, ihre Stimme völlig ausdruckslos klingen zu lassen. »Ohne die Macht des Fürsten der Finsternis sollte er sehr leicht zu besiegen sein.«

»Aus diesem Grunde.« Siljar stellte ihr Glas auf dem flachen Stein ab, hob eine zusammengefaltete Zeitung auf und reichte sie Nefri.

Diese las das Kopfende der Titelseite. Eine Kleinstadtzeitung aus Louisiana? Sie las weiter bis zum Aufmacher.

»Gewaltausbruch in Süd-Louisiana?«, las sie laut vor, bevor sie den Kopf hob, um Siljars forschenden Blick zu erwidern. »Ich vermute, dies ist aus irgendeinem Grund von Belang?«

»Dort verbirgt sich Gaius.«

Nefris Verwirrung ließ nicht nach. »Ihr denkt, er sei verantwortlich für die Gewalt?«

»Ich bin mir nicht vollkommen sicher.« Es folgte eine lange Pause, als fechte Siljar einen inneren Kampf aus. Dann straffte die winzige Dämonin die Schultern. »Diese Angelegenheit muss vertraulich behandelt werden.«

Oh, diese Worte waren niemals gut. Noch schlimmer war jedoch, dass Siljar eine Handbewegung ausführte, um eine unsichtbare Barriere aufzubauen, sodass ihre Worte nicht belauscht werden konnten – trotz der Tatsache, dass sie sich hier an dem sichersten Ort des gesamten Universums befanden.

»Wie Ihr wünscht.«

»Ich spüre die Präsenz eines alten Feindes«, gestand Siljar mit

besorgter Miene. »Nur sehr schwach, doch ich – empfinde Furcht.«

»Ein alter Feind?«

»Derjenige, der durch die Erschaffung des Schleiers von dieser Welt ferngehalten werden sollte.«

Nefri erhob sich, noch bevor sie überhaupt bemerkte, dass sie sich bewegte. »Aber wie ist das möglich?«, fragte sie schockiert.

»Meiner Vermutung nach wurde Gaius all seiner Abwehrmechanismen beraubt, als der Fürst der Finsternis vernichtet wurde. Er war gefährlich verletzlich.«

»Versuchte er, durch den Schleier zu reisen?«

»Nein, aber er besitzt noch immer das Medaillon.«

Es war für alle eine unangenehme Überraschung gewesen, als man herausgefunden hatte, dass Gaius ein Medaillon besaß, das dem ihren sehr ähnlich war. Und dass er die Absicht gehabt hatte, es einzusetzen, um den Fürsten der Finsternis aus seinem Gefängnis zu befreien.

»Vergebt mir, doch ich verstehe noch immer nicht.«

Siljar senkte den Blick zu dem schweren Goldmedaillon um Nefris Hals. Das Medaillon war mit uralten Zaubern versehen und verfügte über ein inneres Leuchten, das nichts mit den Fackeln, die in den Ecken der Höhle angebracht waren, zu tun hatte.

»Die uralten Amulette wurden geschmiedet, als der Schleier erschaffen wurde.« Siljar faltete die Hände vor dem Körper, was ihr die Anmutung einer sehr kleinen Geschichtsprofessorin verlieh. »Lange bevor du gebeten wurdest, dein Volk durch die Barriere zu führen.«

Nefri erstarrte überrascht. »Aber ...«

»Ja?«

»Gaius behauptete, sein Amulett sei vom Fürsten der Finsternis erschaffen worden«, erklärte sie.

Siljar schnaubte verächtlich. »Dieser eingebildete Idiot.«

Nefri blinzelte verblüfft. *Dieser eingebildete Idiot?* Sie hatte nicht erwartet, diese Worte aus dem Munde eines mächtigen Orakels zu hören.

»Der Fürst der Finsternis?«, fragte sie vorsichtig.

»Selbstverständlich.« Siljar zog die Lippen zurück, um die rasiemesserscharfen Zähne zu zeigen. »Diese abscheuliche Kreatur war außerordentlich geschickt, was die Zerstörung von Dingen betraf, doch sie besaß nicht die Gabe, Dinge zu erschaffen.«

Ja, das ergab einen Sinn. Der Fürst der Finsternis war als Gott verehrt worden, aber niemals als Schöpfer. Das hätte ihr selbst ebenfalls klar werden sollen, dachte sie mit einer Anwendung von Verärgerung.

»Wie gelangte er dann in den Besitz des Amuletts?«

»Er stahl es während der Zeit, in der wir die Arbeit an dem Schleier abschlossen.«

Nefri hob die Augenbrauen, als sie das widerstrebende Bekenntnis vernahm. Den Orakeln etwas zu stehlen, das klang nach – Selbstmord. »Wie war das möglich?«

Siljar zuckte die Achseln. »Wir waren abgelenkt. Es nahm all unsere vereinten Anstrengungen in Anspruch, den Schleier zu konstruieren, und dennoch wäre es uns beinahe misslungen. Tatsächlich ...«

»Tatsächlich?«

Siljar schüttelte abrupt den Kopf. »Nichts.«

Nefri wusste verdammt gut, dass »nichts« nicht ganz richtig war. Aber sie wusste auch, dass *nichts* Siljar dazu zwingen konnte, es ihr zu verraten, wenn sie das nicht wollte.

»Weshalb hat der Fürst der Finsternis es nicht behalten?«, erkundigte sie sich stattdessen.

»Die Prophezeiung hinsichtlich seiner Verbannung war bereits ausgesprochen worden«, erklärte Siljar. »Ich denke, er hoffte wohl,

aus seinem Gefängnis heraus an das Medaillon gelangen und es dazu nutzen zu können, den Dimensionen zwischen den Welten ein Ende zu setzen. Also erfüllte er es mit seiner Essenz und verbarg es hinter dem Schleier.«

Ah. Das war natürlich der perfekte Ort, um es zu verstecken. Zu seinem Unglück war dies jedoch zugleich der Ort, zu dem vorzudringen am schwierigsten war.

»Nachdem er es nicht erreichen konnte, brachte er stattdessen Gaius durch Manipulation dazu, es für ihn zu stehlen.«

»Ja. Und als der Fürst der Finsternis vernichtet wurde, blieb das Medaillon leer zurück, bereit, mit einer anderen Macht gefüllt zu werden.«

Mit einer anderen Macht.

Mit der Macht, von der niemals gesprochen wurde.

Der Macht, die selbst den Orakeln Angst einjagte.

»Was kann ich tun?«

»Die einfachste Lösung bestünde darin, Gaius selbst zu befragen.«

Nefri hielt die Zeitung in die Höhe. »Ihr wisst doch, wo er sich aufhält. Weshalb begeben Ihr Euch nicht einfach dorthin und holt ihn?«

Siljar zuckte mit den Schultern. »Das ist deine Aufgabe.«

Nefri legte die Stirn in Falten. »Ihr habt mich ersucht, mein Volk zu verlassen, damit ich nach Louisiana reisen und Gaius fragen kann, ob sein Medaillon von einem fremden Geist gestohlen wurde?«

»Die Kommission ist – im Augenblick mit anderen Angelegenheiten beschäftigt.« Siljar legte den Kopf auf die Seite und wirkte nun wie ein neugieriger Vogel. »Wenn du dich beeilst, solltest du in der Lage sein, diese Aufgabe innerhalb weniger Nächte zu erledigen.«

Das war ja einfach – perfekt.

Nefri ließ sich ihren Anflug von Verärgerung nicht anmerken. Sie wollte sich überhaupt nicht in dieser Welt aufhalten. Nicht, wenn ihre Gefühle nach ihrem letzten Besuch noch immer nicht ins Gleichgewicht zurückgefunden hatten.

Aber sie war nicht so töricht, sich von Siljars scheinbarer Höflichkeit täuschen zu lassen. Dies war keine Bitte.

»Also wünscht Ihr, dass ich ihn lediglich befrage?«

»Nein. Er muss zu uns gebracht werden. Wir werden die Befragung selbst vornehmen.«

Nefri nickte. Zumindest musste sie ihn nicht töten. Es war stets schwierig, wenn sie einem ihrer Clanangehörigen den Tod bringen musste.

»Ich werde mein Bestes tun.«

Mit einem Mal riss Siljar die Augen auf – ein wenig überzeugender Versuch, unschuldig zu wirken. Sie sagte: »Oh, vielleicht sollte ich dich warnen.«

Nefri stutzte. Ihre Raubtierinstinkte befanden sich plötzlich in höchster Alarmbereitschaft. »Wovor?«

»Die Vampire wissen, dass Gaius überlebt hat.«

»Und?«

»Ich habe Styx gesagt, er solle sich nicht in die Angelegenheiten der Kommission einmischen.«

Nefri verbarg ihre frustriert zu Fäusten geballten Hände hinter ihrem Rücken.

»Und natürlich war das die beste Methode, um zu garantieren, dass er sich einmischt«, murmelte sie leise.

»Natürlich.«

Nefri entging nicht der Anflug von Genugtuung in der Stimme ihres Gegenübers. »Da gibt es doch etwas, das Ihr mir noch nicht erzählt habt.«

»Zu gegebener Zeit.«

»Siljar ...«

Da sie so sehr damit beschäftigt war herauszufinden, in welche Katastrophe man sie da schickte, hätte Nefri beinahe ihre legendäre Ruhe verloren, als plötzlich zwei kleine Gestalten direkt vor ihr erschienen.

Großer Gott. Es hatte keine Veränderungen des Luftdrucks gegeben, die ein sich öffnendes Portal angezeigt hätten, und auch keine kribbelnde Hitze, die normalerweise mit Magie einherging.

Diese beiden Wesen waren einfach nur aus dem Nichts aufgetaucht.

Nefri machte instinktiv einen Schritt nach hinten und versuchte die Gefahr einzuschätzen, die von den Eindringlingen ausging. Einer der beiden war eindeutig mit Siljar verwandt. Eigentlich war diese Frau beinahe ihr genaues Ebenbild, mit dem gleichen herzförmigen Gesicht und den gleichen großen, schwarzen Augen. Nur ihr Haar leuchtete eher blond als silbern, und ihren Augen mangelte es an der ernsthaften Weisheit des Orakels.

Bei ihrem Begleiter wiederum, der kaum neunzig Zentimeter groß war, handelte es sich offensichtlich um einen Gargylen, trotz der Tatsache, dass er über große, hauchzarte Flügel verfügte, die in roten und blauen Farbtönen schimmerten und goldene Adern aufwiesen. Sein Gesicht trug typisch gargylenhafte Züge, und er besaß graue Augen und ein Paar Stummelhörner.

Das musste der berüchtigte Levet sein, dachte sie insgeheim.

Der Gargyle, der bei der Vernichtung des Fürsten der Finsternis eine entscheidende Rolle gespielt hatte, während sie ohnmächtig gewesen war. Obgleich er im Augenblick mit seinen herunterhängenden Flügeln und seinem zuckenden Schwanz eher wie ein bockiges Kind wirkte. Siljars jüngere Version drohte ihm mit dem Finger.

»Ich habe dir gesagt, dass es zu früh für dich ist, aus dem Bett aufzustehen«, schalt sie ihn, womit sie ganz offensichtlich einen

seit langer Zeit bestehenden Streit fortsetzte. »Mutter, würdest du es ihm bitte sagen?«

Das Orakel stieß einen Seufzer aus, wie er nur von einer Mutter stammen konnte. »Yannah, wie oft habe ich dich ermahnt, mich nicht zu stören, wenn ich Besuch habe?«

Das war also Siljars Tochter, wie Nefri erkannte. Ihr Unbehagen verwandelte sich in ironische Belustigung.

Yannah wandte den Kopf, um ihre Mutter finster anzublicken, doch ihr Finger blieb auf Levets Gesicht gerichtet. »Er will nicht auf mich hören.«

»Nun, Liebes, immerhin ist er ein Mann«, besänftigte Siljar sie. »Männer hören kaum jemals auf die Stimme der Vernunft. Das hängt mit dem Ungleichgewicht ihrer Hormone zusammen.«

Der lange Schwanz des Gargylen knallte bei dieser Beleidigung wie eine Peitsche. »He, ich bin anwesend!«

Siljar warf ihm einen verwirrten Blick zu. »Ja, das weiß ich. Du bist nicht unsichtbar.«

Levet rümpfte die Nase. »Ich bin auch kein *bébé*.«

Yannah wandte sich wieder ihm zu, die Hände in die Hüften gestemmt. »Du bist beinahe getötet worden!«

»Und nun geht es mir wieder gut.« Levet hob die Hände. »*Voilà*.«

»Du bist noch immer schwach.«

»Schwach?« Der Gargyle erstarrte, und männliche Empörung ließ seine hässlichen Gesichtszüge angespannt zittern. »Ich besitze die Stärke eines – eines – sehr großen und sehr gefährlichen Dämons. Und meine Magie ist *formidable*.« Er hob die Hände. »Soll ich es demonstrieren?«

»Nein!«, riefen Siljar und Yannah einstimmig.

»Schön, dann hör auf zu sagen, ich sei schwach«, grollte Levet.

Yannah, die mit einiger Verspätung erkennen musste, dass der winzige Gargyle über das gleiche dickköpfige Naturell verfügte

wie jeder andere Mann, ließ ihre Unterlippe zittern. »Weshalb gestehst du dann nicht einfach die Wahrheit?«

Levet kniff die Augen zusammen, da er offenbar spürte, dass er kurz davor war, ausmanövriert zu werden. »Welche Wahrheit?«

»Du versuchst einfach nur, vor mir zu flüchten.«

Er zog eine Schulter hoch. »Das ist absurd.«

»Es ist nicht absurd. Du bist einfach ...«

Siljar rollte mit den Augen, während sie auf die beiden zuing. »Kinder, bitte.«

»Du langweilst dich mit mir«, fuhr Yannah fort und ignorierte ihre Mutter.

»Ich langweile mich mit dir?« Levets Flügel zitterten. »Du hast wohl nicht alle Teller im Schrank!«

»Tassen«, stieß Yannah zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Es heißt ›Tassen‹.«

Levet fuchtelte mit einer Hand. »Ich bin dir von Russland über London bis zu den Abgründen der Hölle gefolgt.«

»Und sobald ich es dir gestattet hatte, mich zu fangen, war der Nervenkitzel vorbei. Gib es zu.«

»Ich ...«

Eine heftige Machtexplosion breitete sich im Raum aus und drohte mit einem Schmerz, der sie alle wachsam erstarren ließ.

»Das reicht«, schnauzte Siljar. »Yannah, du wirst zu Recise gehen und deine Ausbildung fortsetzen.«

»Aber ...« Yannah schluckte ihre Erwiderung herunter, als sie der glühende Blick ihrer Mutter traf. Zu spät wurde ihr bewusst, dass Siljar bereits am Ende ihres Geduldsfadens angelangt war. »Ich bin schon unterwegs.« Sie drehte sich um, um Levet anzufunkeln. »Wir werden diese Unterhaltung später fortsetzen.«

»*Mon dieu*«, keuchte der Gargyle.

Siljar wartete ab, bis Yannah aus der Höhle gestapft war, und richtete ihre Aufmerksamkeit dann auf Levet.

»Und du ...«

»Moi?«

»Du wirst meinen Gast auf seiner Mission begleiten.«

Levet warf einen kurzen Blick auf Nefri. Daraufhin nahm sein Gesicht einen sanfteren Ausdruck an, und er schenkte ihr ein Lächeln reiner männlicher Anerkennung. »Aber natürlich.«

»Ich muss dich warnen. Es ist sehr gut möglich, dass ihr in große Gefahr geratet«, erklärte Siljar.

»Bah.« Levet schob stolz das Kinn vor. »Gefahr ist mein Mädchenname.«

»Ich glaube, du meinst ›zweiter Vorname‹«, berichtigte Siljar.

»Das ist doch vollkommen egal.« Der Gargyle watschelte zu Nefri, baute sich direkt vor ihr auf und vollführte eine altmodische Verbeugung. »Meine Dame.«

»Nefri«, sagte sie bestimmt. Sie stellte fest, dass sie den winzigen Dämon entzückend fand. Weshalb verbrachten Styx und Santiago so viel Zeit damit, sich über dieses Wesen zu beschweren?

»Es wird mir ein großes Vergnügen sein, Ihnen bei Ihrer Suche zu helfen«, versicherte er ihr. »Schließlich habe ich die Welt erst vor wenigen Wochen vor der sicheren Apokalypse bewahrt.« Abrupt legte er die Stirn in Falten und warf dem Orakel einen Blick zu. »Einen Moment.«

Siljar hob die Brauen. »Ja?«

»Es wird doch keine weitere Apokalypse geben, oder?«

»Nein.«

»*Dieu merci.*«

»Nun, zumindest nicht, wenn wir es verhindern können«, korrigierte Siljar sich selbst.

Levet warf die Hände in die Luft. »Warum ich?«